

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte  
**Band:** 4 (1928)  
**Heft:** 49

**Artikel:** Der Mann aus einer andern Welt [Fortsetzung]  
**Autor:** Bühler, Jakob  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-834138>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# DER MANN aus einer andern Welt

ROMAN VON JAKOB BÜHRER

Langsam kam das Mondlicht hereingeronnen, kräuselte sich über den Teppich, brandete an ihren Füßen, überrieselte sie, bis sie ganz mit Licht übergossen waren. Still und wonneschauend saßen sie da mit verschlungenen Händen, bis jemand laut und staunend sagte:

«Caramba!»

Senor Beraques stand mit Doktor Steiner unter der Tür. Steiner drehte das Licht an. Die drei auf dem Bett hielten sich die Ohren zu, wie wenn etwas Sinnesstörendes über sie hereingebrochen wäre.

Der Spanier trat wütend vor und schrie: «Was soll das bedeuten? Wer sind Sie?»

Der Unbekannte löste sich von den Frauen, stand auf und sagte: «Nach dem Tone zu schließen, sind Sie der Ehemann.»

«Ich gestatte mir», höhnte Beraques und zirbelte mit Zeigefinger und Daumen seine schwarzen Schnurrbartenden empor.

«Was fällt Ihnen eigentlich ein!» brüllte nun plötzlich Steiner los, der begriffen hatte, daß der Ruf seines Sanatoriums auf dem Spiele stand.

«Beruhigen Sie sich, meine Herren,» sagte der Fremde höflich, «es handelt sich nicht um einen gewöhnlichen Ehebruch.»

«Aber doch um einen Ehebruch,» rief der Spanier. «Nicht um einen gewöhnlichen, einen doppelten,» wütete Steiner.

«Unsinn, Erwin,» sagte seine Frau, erhob sich und strich ihr Kleid zurecht,

«Doch, doch, wir wollen schon bei der Wahrheit bleiben, Frau Doktor,» sagte der Unbekannte. «Wir sind uns, meine ich, den Augenblick sehr nahe gestanden, hatten, wenn ich offen sein darf, die innigsten Beziehungen zueinander. Wenn aber eine Frau mit einem Mann innige Beziehungen hat, und dieser Mann ist nicht ihr Gatte, so ist das, so viel ich weiß, Ehebruch. — Nicht wahr, meine Herren?»

«Selbstverständlich,» entschied der Spanier hart. «Rodrigo!» mahnte seine Frau.

Steiner verlor seine Fassung nicht mehr. Er mußte diese Geschichte so weit wie möglich von sich weisen. Deshalb packte er den Fremden plötzlich am Rockkragen und zischte: «Ich werfe Sie zum Fenster hinaus!»

Aber Amelie nahm ihn am Aermel und sagte: «Paß auf, Erwin, du überanstrengst dich!»

Er schüttelte sie ab. «Ich werde jetzt einmal in diesem Hause Ordnung schaffen!» donnerte er.

«Das wäre sehr schön, Erwin,» fuhr Frau Amelie fort, «besonders wenn du dafür sorgen wolltest, daß zum Beispiel der Chefarzt nicht mehr mit spanischen Kammerzofen ein kleines Glück...»

«Halt den Mund!» schrie Steiner.

«Das ist ja ein feines Haus!» konstatierte Beraques breitbeinig und mit eingestemmen Armen in die Stube gepflanzt. «Indessen, meine Herrschaften, wünsche ich jetzt mit meiner Frau allein zu sein. Mit Ihnen,» wandte er sich an den Unbekannten, «werde ich mich so oder so auseinandersetzen.» Er machte eine fast unmerkliche Verbeugung.

Die drei, Steiner, seine Frau und der Fremde, gingen hinaus. Der Fremde winkte der im Bette liegenden Senora herzlich zu. Draußen befahl Steiger dem Unbekannten, ihm in sein Sprechzimmer zu folgen. Als sie aber in den Vorraum ihrer Wohnung kamen, saß dort der kleine dicke Mann in der Aermelweste; seine Mütze, die ihm auf seinem Gang zum Heilsarmeeokal die Stirne bis zur Nasenwurzel verdeckte, hatte er in der Hand.

«Ach, sind Sie das?» rief Frau Steiner, als sie den Menschen erblickte, «es hat mir doch immer geschienen...»

Aber der Mann, der ziemlich stark nach Alkohol roch, hatte keine Zeit, der Frau zu antworten. Er kam vor Staunen fast um. Unentwegt starrte er auf den Fremden.

In diesem Augenblick ging im Arbeitszimmer des Doktors das Telefon. Steiner trat hinein und ließ die Tür hinter sich offen. Man hörte ihn sprechen: «Hier Steiner. Doktor Steiner. Ja. Wer ist da? Polizei-posten. Mister Wolters? Doch der ist da. Einen Augenblick. — Mister Wolters,» rief Steiner herüber, «kommen Sie, Sie werden dringend verlangt.»

Der kleine Mann in der Portierweste stürzte hinter und riß die Tür hinter sich zu.

Frau Steiner sagte zu dem Fremden: «Es wäre besser, Sie würden morgen mit meinem Mann sprechen, er ist ein wenig sturm heute. Kommen Sie!»

Sie öffnete ihm die Tür und er ging grüßend hinaus.

Inzwischen rief Wolters ins Telefon hinein: «Entwisch ist er? Zum Teufel, wie ist denn das möglich? Was, das Gefängnis nie benützt. Und da hat die Putzerin den zweiten Schlüssel in der Zelle hängen lassen? — Erstaunliche Einrichtung. — Wissen Sie was, schicken Sie sofort zwei Mann hierher ins Guardaval, ich liefere Ihnen den Mann zum zweiten Male ans Messer. Der Herr ist nämlich hier. Aber diesmal passen Sie auf!»

Wolters war rasend, als er, aus dem Zimmer tretend vernahm, der Fremde hätte sich soeben wegbegeben. Er schoß hinaus. Der Lift war noch in Bewegung. Wolters stürzte die Treppe hinunter, aber als er unten ankam, war weit und breit kein Fremder, denn er war in den vierten Stock hinaufgefahren und hatte sich dort in das Zimmer Nr. 103 begeben.

Die Tatasache, daß der Unbekannte aus dem Gefängnis entkam, wohin ihn Wolters, was erst jetzt bekannt wurde, auf «dringenden Verdacht hin», wie er sagte, hatte stecken lassen, half den Ehepaaren Steiner und Beraques über peinliche Auseinandersetzungen hinweg. Wolters hatte sich auf seiner verzweifelten Suche nach dem Unbekannten bei Senora Beraques gemeldet und sich erkundigt, ob der Mensch nicht dort sei, worauf sich dann die Eheleute Steiner wieder in das Zimmer der Senora begaben, um dem aufhorchenden Herrn Beraques alles zu erzählen, was sie von dem Unbekannten wußten. So sehr er sich wehrte, so sehr fesselten Beraques die Schilderungen, die offenbare Verrücktheiten des Fremden betrafen. Am meisten Eindruck machten ihm die beiden Reden, die er gehalten hatte, die in der Heilsarmee und die im verschütteten Eisenbahnwagen, und daß er beide Male die Absicht betont hatte, ein Unternehmen für einen Sternflug zu gründen. —

Auf die Frage, wie sich denn die Heilsarmee zu der Sache gestellt habe, und ob das mit der Reformation ihrer Grundideen seine Richtigkeit habe, antwortete Wolters, er hätte nur kurz mit einem Offizier sprechen können. Die Leute schienen völlig vor den Kopf geschlagen. Sie hätten davon bis auf diesen Tag nichts gehört. Es sei nicht ausgeschlossen, daß sie alle das Opfer eines Betrügers gewesen seien; ein Oberbrigadier wolle zwar in Arsdovas eine Kur machen, sei bei ihnen angemeldet, und deshalb und so weiter... Von der Rede seien sie aufs Seltsamste berührt worden, wenn sie auch gestehen müßten, daß der Mann sie ergriffen und in seiner Art überzeugt habe.

«Er überzeugt alle,» flüsterte die Senora schwärmerisch. «Ich wiederhole und versichere euch, er ist

aus einer anderen Welt. Er stammt von einem andern Stern.»

Wolters drückte seine Faust auf den Mund, damit er nicht mit Gelächter herausplatze.

Der Doktor ermahnte: «Sie dürfen sich nicht allzusehr diesen überschwenglichen Gedanken hingeben, Senora.»

Aber Frau Steiner erklärte, sie finde an dem Ausspruch der Senora nichts besonders Ueberschwängliches. Daß einmal einer bei Lebzeiten von einem Stern auf die Erde komme, sei nicht unglaublicher, als daß die Menschen nach ihrem Tod in den Himmel kommen sollen.

Beraques unterbrach sie: «Wissen Sie, was dieser Mensch ist? Ein raffinierter Schwindler ist er.» Er setzte seine Faust ein wenig heftig auf seinen Oberschenkel. In diesem Augenblick fing das Läutwerk in seiner Taschenuhr zu schlagen an. Frau Beraques gab ihm einen bedeutsamen Blick. Der Herr zog etwas nervös die Uhr und stellte das Läutwerk ab. —

Wolters, dem dieser Zwischenfall keinen Eindruck gemacht hatte, nahm die Worte des Spaniers auf. «Ganz recht haben Sie, ein Gauner und Hochstapler ist er.»

«Für Sie wäre es freilich schlimm, wenn der Mann aus einer anderen Welt wäre und Sie müßten ihm zum Beispiel auf die Venus nachrennen,» lachte Frau Steiner.

«Hat die Wissenschaft Anhaltsgründe,» wandte sich Beraques an den Doktor, «daß tatsächlich auf einem der uns benachbarten Planeten Menschen oder menschenähnliche Wesen existieren oder existieren können?»

Da Steiner als Mann der Wissenschaft angerufen war, lehnte er im Stuhl zurück, verschränkte die Arme, schloß ein wenig die Augen und sagte:

«Tja» und dann noch einmal «Tja... Soviel ich mich im Augenblick erinnere, ist die Venus das uns nächste Gestirn in der Richtung gegen die Sonne. Der Planet ist mit einer Atmosphäre umgeben und hat annähernd die nämliche Größe wie die Erde, die Schwereverhältnisse, überhaupt die physikalischen Verhältnisse werden ungefähr die gleichen sein, wie bei uns, und da unter Umständen Gleiches geschieht, so ist kein Grund anzunehmen, daß nicht menschenähnliche Wesen auf dem Planeten leben oder leben können.» — Steiger hatte diese Sätze geseheit und bedeutend in die Stube gestellt.

«Ist es aber nicht wahrscheinlich,» nahm hier Senora Beraques das Gespräch auf, «daß jene Wesen, deren Möglichkeit Sie zugeben, uns in der Entwicklung der Sinnesorgane und damit des Seelenlebens weit überlegen sind?»

«Das können wir nicht wissen, Senora, da aber die Venus der Sonne näher liegt als die Erde, kann es ja wohl sein, daß die Leute dort eher aufgestanden sind,» scherzte Steiner.

Aber die Frau ließ sich damit nicht von ihrem Ernst abbringen. Sie fragte: «Doktor, was ist — Wohllust? Was ist Schauder? Grauen? — Ist das nicht ein Kontakt mit dem Uebersinnlichen? — Sind wir nicht — ich darf doch wohl hier offen sprechen — im Höhepunkt des Geschlechtsaktes mit dem Uebersinnlichen in Berührung? — Findet nicht in diesem höchsten Augenblick eine Auflösung des Ichs statt? Und ist nicht das der Drang aller Brunst: unterzugehen und neugeboren werden in einer höheren Sinnenwelt? — Ist die Innenwelt des Tieres die höhere Sinnenwelt für die Pflanze? Die Innenwelt des Menschen die höhere Sinnenwelt des Tieres? — Und für den Menschen, wohin stoßen wir durch? Wir sehen ja noch nicht einmal das Wesen,

das über uns ist, und wir können doch nicht die obersten sein, wahrhaftig nicht!»

Steiner, dem die Sache ein wenig kraus vorkam, nahm sich vor, ein Handbuch der Psychologie zu konsultieren, ob da irgend jemand einmal über diesen Gedanken der Senora etwas geschrieben hätte — man konnte ja nie wissen. Es war Steiner ja auch sehr zustatten gekommen, daß er heute im Konversations-Lexikon das Kapitel «Planeten» nachgelesen hatte. Jetzt aber erhob er sich und sagte: «Sie sind sehr müde, Senora, Sie müssen nun schlafen, nicht wahr, Senor?»

«Gewiß, gewiß,» nickte dieser, und zum Detektiven gewendet: «Warten Sie draußen noch einen Augenblick auf mich.» Als Beraques allein war mit seiner Frau, betrachtete er nachdenklich ihr zartes, vom Licht umspieltes Gesicht und sprach: «Als du vorhin so innig leidenschaftlich redetest, da fiel es mir ein: eigentlich kenne ich diese Frau ja gar nicht!»

Sie lächelte müde, bot ihm die Hand hin und sagte: «Wie sollten wir auch einander kennen! Gute Nacht!»

Er küßte sie auf die Stirn und ging leise hinaus.

\*

Draußen wartete Mister Wolters. Beraques trat mit ihm in eine Fensternische. «Sind Sie überzeugt,» frug er den Geheimagenten, «daß der Unbekannte, wie er hier allgemein bezeichnet wird, der Dieb ist?»

«Felsenfest, Senor.»

«Welche Beweise haben Sie?»

«Wer anders soll es denn gewesen sein? Und dann dieses ganz und gar verdächtige Benehmen, wie er auftaucht, verschwindet, sich als Salutist ausgibt. Nein, nein, mein Herr, da können Sie sich darauf verlassen. Die Sache ist schon in Ordnung. Uebrigens lege ich meine Hand dafür ins Feuer, daß wir bis morgen mittag den Mann endgültig und sicher verhaftet haben und Sie wieder im Besitze des Schmuckes sind.»

«Und wenn ich Ihnen nun sage,» entgegnete Beraques und kaute an seiner Zunge, «daß ich das nicht wünsche?»

«Wie?»

«Wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht wünsche, daß Sie den Mann weiter verfolgen?»

«Nicht? — Aber ich soll Ihnen doch den verlorenen Schmuck wieder schaffen, nicht wahr?»

«N... ein!» sagte Beraques zögernd.

«Ach so...» Wolter nahm Achtungstellung an und sagte: «Sie entschuldigen, aber nachdem nun einmal Anzeige erstattet ist, nimmt die Verfolgung von Amtes wegen ihren Lauf. Und was mich anbelangt, der Preis von 10 Prozent vom Wert des verlorenen Schmuckes ist ausgesetzt, und ich werde ihn mir zu verdienen suchen. Guten Abend, mein Herr!»

Beraques erdolchte den Mann mit seinen schwarzen Augen. Er packte ihn am Arm und sagte leise: «Ich gebe Ihnen zwanzig Prozent des Wertes des verlorenen Schmuckes, wenn er nicht gefunden wird.»

Wolters war vor den Kopf geschlagen. «Ich verstehe nicht...»

Beraques wiederholte seine Worte und fügte bei: «Ich gebe es Ihnen schriftlich, wenn Sie wollen.»

«Das wäre mir schon lieber,» stammelte Wolters.

«Gut. Melden Sie sich morgen mittag.» Beraques ging; auch Wolters machte sich davon.

Beraques stieg langsam die Treppe empor. Ein satanisches Lächeln umspielte seinen Mund. Den doppelten Wert des Finderlohnes konnte er dem Manne ruhig bezahlen. Vom Wert des verlorenen Schmuckes! Denn der war falsch! Der echte lag bei einem Juwelier in Paris. Versetzt — verkauft! Auch das war dahingegangen, wie alles andere. Auch der Schmuck seiner Frau. Sie wußte freilich nichts davon. Trug die falschen Steine für echte. — Was lag daran? — Aber warum zum Henker mußte sie ihn verlieren? Wenn er gefunden wurde, kam der Schwindel aus. Dann war er geliefert. Das mußte mit allen Mitteln verhindert werden. Darum war er auf ihr Telegramm sofort abgereist; war von Bou-

fällen. Vielleicht daß in all den Jahren der Krankheit sich vieles in ihr gewandelt hatte. Was hatte er für einen Anteil an ihrem Innenleben? Gar keinen! Er war für sie der Rechner, der Geschäftsmann, der Spieß! Ein Geschäftsmann war in ihren Augen etwas unendlich Nüchternes, Geist- und Religionsloses! Etwas, von dem man seinen Unterhalt bezog, das aber schließlich doch nicht in Betracht kam. Geschäftsmann — Bankier — pah, was hatte das mit den Dingen zu tun, bei denen nach diesen sogenannten Gebildeten und Feingeistigen das Leben erst anfing? Schon im ersten Ehejahr hatten sie eigentlich den Kontakt miteinander verloren. Zugegeben, daß er ein forscher Draufgänger und Rechner war damals. Donnerwetter, er wollte es wohin bringen. Aber wenn diese Frau nur das eine begriffen hätte, daß sogenannte Kultur, das «höhere geistige Leben» im allerinnigsten Verhältnis stand zum Geschäftsleben, Geschäftsgang, zum Geldwesen, und daß die Trennung — Verhimmelung auf der einen, Verachtung auf der andern Seite — äußerst schädlich und entwicklungshemmend war. Freilich, das hatte er ja auch erst einzusehen gelernt, als ihm seine Haare anfangen auszugehen.

Aber das war das Bezwingende an der Lebell: diese selbständig erwerbende Frau hatte ein ganz anderes Wertmaß für das Schöpferische eines Geld- und Kaufmanns, für die Arbeit und Produktion auf allen Gebieten.

Sie hatte einen Prozeß für ihn geführt. In einer tühnen Sache. Gründung einer Aktiengesellschaft zur Ausnützung von rumänischen Oelvorkommen, die nicht vorkamen. — Die Lebell hatte ihn, der an der Spitze der A.-G. stand, herausgehauen. Sie hatte mit überzeugender Beredsamkeit dem Gericht dargetan, daß im heutigen Großkapitalbetrieb von irgendwelchen Grundgesetzen nicht die Rede sein könne, von Moral schon gar nicht zu reden. Es herrsche hier, wie jeder Kenner wisse, die vollständige Anarchie. Das bedeute gegen niemand einen Vorwurf. Das sei, wie wenn in einem unentdeckten Land noch keine Verfassung eingeführt sei. Das Großkapital aber sei tatsächlich für uns noch vielfach unentdecktes Neuland. Wo der Milliardenbesitz anfangs, höre die Bürgermoral, der Bürgerstaat längst auf. Es gehe also unmöglich an, hier mit Maßstäben des bürgerlichen Gesetzbuches zu messen. Das Großkapital habe seine eigene Gesetzmäßigkeit, die es erst noch zu finden gelte, im ureigensten Interesse der menschlichen Gesellschaft. Schon einmal sei die Entwicklungslinie der Menschheit jäh abgebrochen worden, weil sie die innere Gesetzmäßigkeit des Großkapitalismus nicht zu entdecken verstanden habe. Das sei im alten Rom geschehen. Rom sei nicht an seinen Kaisern und an seinem Söldnerheer zugrunde gegangen, sondern an seinem Geld, an der Untauglichkeit, eine richtige Organisation dieses erstaunlichen und wahrhaft göttlichen Instrumentes, des Geldes, zu treffen.

Heute sei die Welt an einem ganz ähnlichen Punkte angelangt; die fürchterlichen Erscheinungen unserer Tage, die wahnsinnigen Rüstungen, die unmöglichen Nationalismen, der Weltkrieg, die ganz trostlose Börsenjobberei unserer Tage, die alle mit Notwendigkeit in einen neuen Abgrund führten, sie alle seien nur die Auswüchse der ganz und gar un-

(Fortsetzung Seite 8)



Schloß Burgdorf von der Emme aus

Phot. Bur

logne nach Paris und von Paris nach Basel geflogen. —

Irenes Leben ging rasch zu Ende. Darüber war kein Zweifel. Zwar sagte man das schon seit fünf Jahren. Hoffte man... oh, nicht doch... Aber ja! Das war schon kein Leben mehr mit dieser ewig kranken, ewig leidenden, seelisch schon ganz und gar zerrütteten Frau. Von einer Ehe war schon lange nicht mehr zu reden. Ewig schonen, ewig Rücksicht nehmen! Nie sich selber sein dürfen! Jahrelang. Dazu das Unglück im Geschäft! Die hohen Kosten für die Familie. Die kranke Frau, die heranwachsenden Kinder! Alles lebt «standesgemäß» — auf großem Fuß! — Und dazu diese innerliche Einsamkeit, bei all den wilden Kämpfen um die Existenz. — Bis dann die Lebell in sein Leben trat, Wanda Lebell, die Pariser Advokatin!

Eine Frau von anderer Art und anderem geistigem Ausmaß als seine Gattin. — Zwar... zwar hatte sie ihn heute überrascht mit ihren ungewöhnlichen Ein-

(Fortsetzung von Seite 6)

genügenden Organisation des Kapitals. Der Mensch habe sich da eine Maschine gebaut, die er nicht mehr beherrsche und die ihn zertrümmere. Fälle, wie der heute zur Beurteilung vorliegende, seien ein neuer Mahnruf, sich endlich der katastrophalen Anarchie im Geldwesen bewußt zu werden und in zwölfter Stunde sich auf eine Rettung zu besinnen.

Von diesen Ueberlegungen allgemeiner Natur war die Advokatin übersprungen auf das Persönliche und hatte mit einer beglückenden Liebenswürdigkeit die Dinge ins Licht zu rücken verstanden, um dann zum Schluß noch einmal das Grundsätzliche zu betonen: «Gebt dem Großkapital eine ihm würdige Aufgabe!» rief sie aus, «dann hören diese Verrücktheiten, wie Deflationen und Inflationen ganz von selber auf. Sobald Sie aber ein sicheres Geld geschaffen haben, sobald hören auch die Kriege auf, ganz einfach, weil niemand mehr ein Interesse an der Vernichtung, alle aber ein Interesse an der Erzeugung haben!»

Die innere Ueberzeugung der Rednerin hatte die Richter mitgerissen. Jedermann mußte fühlen, daß hier ein Mensch gesprochen, der mit nüchternem Verstand über die schicksalsbestimmenden Dinge nachgedacht hatte und der mit leidenschaftlicher Liebe an das Leben glaubte. — Er, Beraques, hatte auf der Anklagebank sich immer wieder zusammenreißen müssen, um nicht in wilden Beifall auszubrechen. Denn zum erstenmal hatte er klar gesehen, wie willenlos und geschunden er und mit ihm die meisten Finanzleute, die er kannte, in diesem eigenmächtigen Mechanismus des Geldumsatzes standen, ohne daß jemand den Zweck der Arbeit dieser Maschine begriff oder gar beherrschte. Hier sprach es zum erstenmal jemand aus: Gebt dem Großkapital eine ihm würdige Aufgabe!

Nach erfolgtem Freispruch hatte Beraques die Lebell stammelnd gebeten, sie möchte mit ihm das Abendbrot einnehmen. Erst hatte sie abgelehnt, nachher zugesagt. Sie wollten sich um 9 Uhr in einem chinesischen Restaurant treffen. — Sie war wirklich gekommen. Von ihrem Anblick war er aufs peinlichste berührt gewesen. In ihrem Bureau und auch vor Gericht in der Amtstracht hatte sie immer sehr elegant, aber trotzdem äußerst schlicht ausgesehen; jetzt aber war sie «grande dame», mit dem Stich ins Perverse der Großstadt. Ihr rechtes Bein war bis übers Knie sichtbar gewesen, ein sehr fein gedrehseltes Bein; das linke verschwand völlig unter den überquellenden Falten eines schwarz und grün schimmernden Seidengewebes. Der sehnige Oberkörper mit zwei kleinen Brüstlein kündigte sich geheimnisvoll durch einen silbergrauen metallisierenden Stoff. Auf der rechten Schulter trug sie einen buntfarbigen dekorativen Vogel aus Wollfaden. Die straffmuskuligen, fettlosen Arme waren bloß. Sie endeten in zwei zarten Händchen, von denen er bis zur Stunde nicht begriff, wie sie ihn an jenem Abend mit einer einzigen Bewegung zu Boden geschleudert hatten.

Wie war das nun alles gewesen? — Beraques blieb sinnend mitten auf der Treppe des Sanatoriums stehen. Nachdem sie sich in dem chinesischen Restaurant gesetzt hatten, hatte die Lebell den Vogel von der Schulter genommen, ihn auf den Tellerrand

gesetzt und gesagt: «Bibu, pfeif einmal.» Der Vogel hatte daraufhin seinen Schnabel aufgetan und eine lange Schnurre von Trillern heruntergelassen, obgleich er nur ein nachgemachter Vogel aus Papier und Wollstoff war. Er, Beraques, hatte vor Staunen nicht mehr reden können, worüber die Lebell sich maßlos belustigt hatte. Und so oft es den Abend eine Pause gab, so oft hatte die Lebell gesagt: «Bibu, pfeif einmal», und jedesmal hatte das Vieh gepfeifen. Schon im Chinesischen hatte ihn die Sache nervös gemacht. Sie waren dann in ein hochvornehmes Tanzlokal gefahren und hatten getanzt und getrunken bis lange nach Mitternacht. — Es waren Dinge passiert, die ihn scheußlich berührt hatten. Die Lebell hatte bald mit einer Dame regelrecht zu koket-

seine Enttäuschung zu überwinden, hatte er mit Alkohol nachgeholfen. Umsonst. Einmal war sie nach einem unanständig sinnlichen Tanz mit dem Weib, mit dem sie kokettierte, an ihren Platz zurückgekehrt, und als sie den Aerger in seinem Gesicht gewahrt geworden, hatte sie teilnehmend gefragt: «Was ist denn los, mein einsamer Freund? Mach ihm einmal ein bißchen Stimmung, Bibu!» Da hatte er den Ellbogen aufgehoben, um das Lumpenvieh unter den Tisch zu wischen, aber noch ehe er das Ding berührt, waren ihm ihre beiden Fäuste in die Seite gefahren und er hatte auf den Boden hingeschlagen. Gleich hatte sie sich helfend über ihn gebeugt, Kellner waren herzugestürzt, die Musikkapelle hatte verständnisvoll sofort mit einem Tanz begonnen, man hatte dem Stuhl Schuld gegeben und so war der Zwischenfall untergegangen. Eine halbe Stunde später waren sie aufgebrochen. Beim Abschied hatte sie ihn gebeten, er möchte am nächsten Morgen bei ihr vorsprechen.

Am Morgen war sie wieder die kluge, feingesittete, überlegene Frau gewesen. Er hatte sie in der Folge, so oft er nach Paris kam — und er kam immer öfter — besucht; er war einer ihrer Freunde geworden, einer unter so und so vielen Freunden und Freundinnen.

Sie hatte ihm auch Geld anvertraut. Er hatte es verloren, wie alles andere. Sie aber ließ nicht ab im Glauben an ihn. Und das war das wunderbar Beglückende: diese Frau glaubte an ihn und seine Berufung zum Großkaufmann. Einmal, als er ihr ganz verzweifelt seine Lage bis ins letzte auseinandergesetzt hatte, hatte sie ihm beide Hände auf die Schulter gelegt und gesagt: «Doch, doch, mein Freund, du hast das Zeug zum Conquistador, wie ihn unsere Zeit erwartet, Conquistador...!»

Beraques lächelte und schritt vollends die Treppe hinauf und ging über den Gang zum Zimmer Nr. 103. Als er in dem dunklen Raum stand, warf ihm ein Zugwind die Türe aus der Hand und ins Schloß. Er sah nichts: Er tastete mit der Hand nach dem Lichtknopf und fand ihn nicht. Seltsam bleich fiel ein Streifen Mondlicht durch die offene Balkontüre. Der Vorhang bewegte sich leise. Herrgott — was war das für ein Schatten... Stand dort nicht ein Mensch. Beraques legte unwillkürlich

die Hand aufs Herz. Da fing das Lätwerk an seiner Taschenuhr wieder zu schlagen an. Klingding-bing. Diese verdammte Uhr. Er hatte Angst. Dieser unheimliche Mensch fiel ihm ein! Wenn er doch das Licht fände! Er wagte keinen Schritt zu tun. Wenn man ihm jetzt achthunderttausend Pesetas böte, er ginge nicht auf den Balkon ohne Licht. Keinen Schritt. Und heute und gestern war er von Boulogne nach Basel geflogen wegen achthunderttausend Pesetas. —

Verdammt, es war jemand... der Schatten! Der Schatten! —

Beraques stieß unwillkürlich seine Hand in die Hosentasche. Was bekam er da zu fassen? — Den Rosenkranz! Das letzte und wertvollste Erbstück, das er noch besaß. — Was Wert? — Ein Rosenkranz! — «Heilige Mutter Gottes.»

Da sprach eine Stimme: «Ist hier jemand?»

(Fortsetzung folgt)



Siegesebweußt

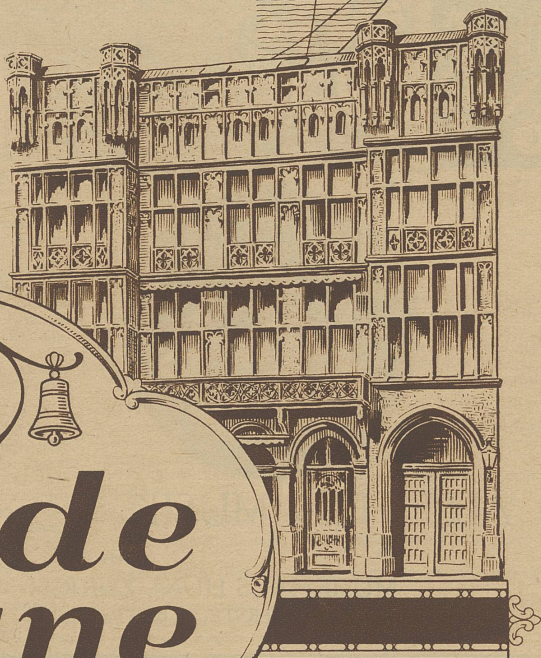
tieren angefangen, worüber er geradezu körperliches Unbehagen empfunden. Er hatte sich gewehrt: was geht das dich an? Die Frau hat dir einen unerhörten Dienst erwiesen. Im übrigen kann sie tun und lassen, was sie will. Du hast ihr unter allen Umständen dankbar zu sein. Ihre bestechende Intelligenz, ihre durchdringende Erfassung der wirtschaftlichen Verhältnisse und Zustände, vereinigt mit der bezaubernden Fraulichkeit, die sie im Bureau und vor Gericht umstrahlte, das hatte auf ihn gewirkt wie eine Offenbarung; ein neuer Typus Mensch. — Er hat die Kraft, die wir alle nicht besitzen: die Welt neu zu denken! —

Das war sein großes Erlebnis gewesen an diesem seinem Pariser Prozeß. Der Abend freilich hatte ihm eine starke Enttäuschung gebracht. Die große Dame, die nach seinem Empfinden Perverse, Entartete, die sie jetzt spielte oder war, widerte ihm im Innersten an, widerte ihn jetzt doppelt an, da er so Großes von ihr erhalten und Größeres erwartet hatte. Um

## Das Erbe der Vergangenheit

zu hüten und mit allen Mitteln des Fortschritts zu mehren, ist das stolze Streben unseres Stammhauses. — Diese ihnen von Ahnen überkommene Pflicht haben drei Generationen erfüllt. Die vierte ist am Werk. Unter ihr eroberte die seit dem Tage der Gründung niemals übertroffene "4711" Eau de Cologne den Erdkreis. Durch so viele Menschenalter bewährt, ist heute "4711" die große Weltmarke.

Haupt-Dépôt "4711"  
Emil Hauer, Zürich  
Telephon:  
Selnau 47,11.



# Frohe Weihnachten!



**Füllbleistifte**  
In allen guten  
Papeterien

## BESTECKE



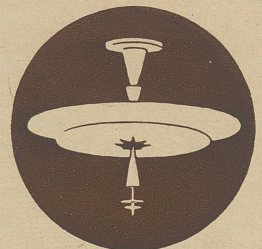
*Emil Hage*  
GOLDSCHMIED  
Weinplatz 10  
ZÜRICH 1



## Skisport

Nordische Birken-Ski sind fabelhaft leicht  
und elastisch, hart und zäh im Holz.  
Das einzig Richtige für die Dame.

**Sporthaus Uto**  
Gottenklery  
**Bahnhofplatz**



**EMIL THOMA**  
WERDMÖHLEPLATZ 2  
ZÜRICH

## Beleuchtungs- körper

Rauchverzehrer \* Wärmekissen  
Elektrische Apparate  
Sonnerie-Taster



## Gut zu Fuss



sind Sie mit

**Esesco-**

Schuhen u. Einlagen von

**SCHULTHESS, STEINMETZ & Co**  
RENNWEG 29 - ZÜRICH 1  
1882 gegr. Spezialhaus für hygien u. orthopädisch Fussbekleidung  
Ladengeschäft für fertige Schuhe und Massateliers



## Der PROTOS-STAUBSAUGER DAS IDEALE WEIHNACHTSGESCHENK



Erhältlich bei allen  
**Elektrizitätswerken und Elektro-Installationsfirmen**  
sowie bei der  
**Protos-Vertriebs A. G.** ZÜRICH  
G. Stampfenbachstr. 69

## ZÜRICH- LÄCKERLI



Läckerli vo Marzipa  
Chame bim Sprüngli  
'Bäri ha ...

Postversand  
des  
**SPRÜNGLI**  
am  
PARADEPLATZ



## ALLES FÜR MUSIK

im  
**MUSIKHAUS HÜNI, ZÜRICH**  
FRAUMÜNSTERSTR. 21, beim Paradeplatz



*Beste  
Feldstecher*

**Optiker KOCH Zürich**  
Bahnhofstraße 11

## Schwerhörige



„Ich höre alles“  
**hören sofort wieder**  
mit dem  
ärztlich empfohlenen  
**Clarophon**  
Alle Preislagen.  
Neue Modelle!  
Ausführliche Prospekte  
durch

**Wechlin-Tissot & Co.**  
Sanitätsgeschäft  
Zürich  
Bahnhofstr. 74, Eing. Uraniast

